

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

30.

Sonnabend, am 9. März 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Moriske.

Sie kniet in hoher Kathedrale  
Im Betstuhl, vor dem Pult von Sammt,  
Vom Hochamt her von einem Strahle  
Der Weihkerzen überflammt.

Die Säulen schatten. Gleich dem Strome  
Tönt leise murmelndes Gebet,  
Von Weihrauch, Licht, Gesang im Dome  
Ein trunk'ner Mysticismus weht.

Draus stehet leer die Mamebe,  
Vom Himmel wehet Gluth herab,  
Melancholie der Tagesöde!  
Es scheint der Platz ein sonnig Grab.

Es steht nur ein Moriskenritter  
Gelehnet an des Doms Portal,  
Er schaut und lieset durch das Bitter  
Arab'sche Vers am Capital.

Der Messe letzter Ton verhallet,  
Die Flügelthüren rauschen weit.

Der Zug der frommen Beter waltet  
Hervor und hat sich bald zerstreut.

Er sah Sie wandeln andachtstille,  
Wie Blumen süß, gazellenschlank,  
Es glänzt ein Blick durch die Mantille,  
Der ihm in's Herz, ein Gluthstrahl, sank.

„Fortan, von Rosenbüschendunkel  
Verhüllt, mag durch Granada's Land  
Der Kenil gießen Stromgefunkel,  
Ein blüth'versteckter Diamant.

Es möge sich die Bega kleiden  
Fortan in tausendfält'ges Grün,  
Alhambra's rothe Zinn' im Scheiden  
Der Sonn', ein Lustrubin, erglüh'n.

Es kehret der Moriske nimmer,  
Im Land der Christen bleibt er fern.  
Ach, selbst der süßen Heimath Schimmer  
Noch überstrahlt der Liebe Stern.“

Adolf Doerr.

## Etwas über das Versmaß des deutschen Trauerspiels.

(Schluß.)

Den fünf Fußigen Sonettenvers hat endlich ein Kritiker in der Augsburger allgemeinen Zeitung in einem geistreich geschriebenen Aufsatz über diesen Gegenstand als allzu einfach für das Trauerspiel verworfen. Allein umsonst ist dieses Versmaß nicht von Schiller gewählt worden, welcher sich auf die körperliche Schönheit der Dichtkunst besser verstanden, als irgend einer unserer Dichter — Platen nicht ausgenommen, der zwar größere Kunst in den Längen und Kürzen anwendet, aber bei weitem nicht in dem Grade die Melodie des Lautsystems in seiner Gewalt hat. Indessen ist die Handhabung des fünf Fußigen Jamben gar nicht so leicht und einfach, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Es ist wahr, der Bau des sechs Fußigen Jamben bietet dem Meister eine Claviatur von großem Umfange dar, worauf er den Reichthum seiner rhythmischen Gebilde entfalten kann, allein der jambische Vers der neuern Tragödie steht ihm in dieser Beziehung kaum nach, wenn wir bedenken, daß wir es erstlich mit zwei ganz verschieden gebauten Versen zu thun haben, die nur unter einem einzigen Namen vereinigt sind, und daß zweitens jeder dieser Verse eine große Mannigfaltigkeit zuläßt und in seiner Behandlung eine große Sorgfalt erfordert, da es keineswegs zureicht, fünf lange Sylben mit fünf oder sechs kurzen zu untermengen. Das Sonett enthält zwei verschiedene Verse von verschiedener Bauart, nämlich den einen mit weiblichem Schluß und den andern mit männlichem; beide werden auch im Trauerspiel angewandt. Betrachten wir den ersten, so finden wir, daß er am schönsten klingt, wenn in ihm der Fußschnitt der sechsten Sylbe angewandt wird, wie beim sechs Fußigen Jamben, wodurch der Vers in eine kleinere Hälfte von fünf Sylben und eine größere von sechs zerfällt, in welchen beiden wieder verschiedene Abwechselungen anzubringen sind, denn wir werden den zweiten Theil entweder so zusammenfügen können:

Wer schweigt, verräth sich — den Tyrannen selber.

Ober:

Nein, nur mit Zinsen — sie zurückzugeben.

Ober:

Das war unmöglich — und ich überlegte.

Ober:

Daß sie des Mörders — Todesstreiche fühlen.

Ober:

Und Euer Tadel — übersteigt die Fehler.

Den Keim von einem — männlichen Gedanken.

Weniger wohlklingend, aber zur Abwechslung unentbehrlich, ist derselbe Vers mit dem Fußschnitt der dritten Sylbe, wobei jedoch die ganze Zeile in drei Glieder zerfällt, wovon das erste dreisylbig ist und das letzte entweder dreisylbig oder fünf sylbig sein kann. Das Schlußglied ist fünf sylbig:

Man muß ihr — hulbigen — vor Aller Augen.

Sie lebte — für ihr Haus — und spann und webte.

Und läßt der — Würmer Fraß — verächtlich liegen.

Das Schlußglied ist dreisylbig in folgenden Zeilen:

Sie saß mit — einem Einzigen — bei Tafel.

Sie saß mit — glühendem Gesicht — beim Spiele.

Dich hindert — die Vergangenheit — daneben.

Bersperre — dem Vergnügen zwar — die Schwelle.

In diesem Falle lassen die fünf mittleren Sylben wieder eine Abwechslung in den rhythmischen Gebilden zu, wie sie in den vier vorstehenden Beispielen leicht in die Augen fällt.

Wenden wir uns zur zweiten Art des Sonettenverses mit männlichem Schluß, so fordert er in der Regel ebenfalls den Fußschnitt der fünften Sylbe; wir können aber dann in der zweiten Hälfte mannigfache Veränderungen anbringen, indem wir entweder sagen:

Das Weib ist schuldig — das verdächtig ist.

Ober:

Der Haufen rüstet sich — gegen Tyrannei.

Ober:

Der alten Sitten — Ehrbarkeit entflieht.

Ober:

Am Gängelbände — der Geseßlichkeit.

An ihre Stelle — tritt Behaglichkeit.

Ober:

In diesem zweiten — Lebensfeuer glüh'n.

Ober:

Es kriecht hervor ein — Drachenungethüm.

Ober:

Wir steh'n bereits am — Ziele der Geduld.

Geh' Du voraus und — keiner bleibt zurück.

Er wird erscheinen — wenn die Zeit erscheint.

Ebenso muß der Fußschnitt der dritten Sylbe bisweilen angewandt werden, wobei der Vers in drei Theile zerfällt, entweder so:

Liegt offen — der Gefahr — Gemeinsamkeit.

Oder:

Bergnügen — über Alles! — einerlei  
Auf welchem Wege.

Werfen wir von diesem Standpunkte aus einen Blick auf die beiden vorher besprochenen Versmaße, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß der Alexandriner sammt seiner Reimabwechslung gegen den tragischen Vers der alten und neuern Zeit nur ein armseliges Geklimper ist; daß aber der Sonettenvers keineswegs das verdammdende Urtheil verdient, welches der Kritiker in der Augsburger allgemeinen Zeitung gegen ihn ausgesprochen hat. Wenn er mit Kunst behandelt wird, entwickelt er dieselbe Fülle des Wohllautes, als der klassische Vers der alten Tragiker. Letzterer ist vielleicht großartiger durch seine Einfachheit. Beide verhalten sich zu einander wie eine antike Kuppel zu einem gothischen Thurm. Jeder ist in seiner Art groß und herrlich, und da nun einmal das Romantische uns besser zusagt, als das Antike, so wird es wohl auch im deutschen Trauerspiele mit der Wahl Schillers, welcher für den Sonettenvers sich entschied, sein Bewenden haben müssen.

Dr. Carl Krause.

### Alexis Orloffs Halsbinde.

Historische Skizze von Isidor. Orientalis.

Gegen Ende des Frühlings im Jahre 1762 untersuchte ein in Militairuniform nach deutschem Schnitt gekleideter Mann die Laffette einer Kanone, welche Soldaten in eine Schießscharte auf den Wällen der Festung Dranienbaum zu bringen beschäftigt waren. Die Pocken hatten sein Gesicht in dem Grade verunstaltet, daß er Jedem, der ihn betrachtete, Entsetzen einjagte. Seit vier Monaten war dieser Mann, nach dem Willen seiner Tante, Elisabeth, Kaiser; mit einem Worte, jener Mann war der Prinz von Holstein-Gottorp, der in seiner Person eine neue Regentenfamilie

begründete, bestimmt, unter dem Namen Peters III. in der Geschichte eine nur allzutraurige Berühmtheit zu erlangen.

Wenige Schritte von diesem Fürsten stand ein junger Mann von ohngefähr dreißig Jahren, schön, kräftig, blond, wie dies die Bewohner des nördlichen Rußland in der Regel zu sein pflegen, mit Namen Iwan Schuwalow. Beschämt über die Verirrungen und Ausschweifungen seines Herrn und Gebieters, hatte er Alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um ihn vor diesen Fehlern zu schützen und vielleicht aus keinem andern Grunde sich so eng an das wankende Geschick des jungen Kaisers angeschlossen, als weil er ahnete, daß vielleicht ein Tag kommen werde, wo demselben der Schutz eines treuen Freundes nöthig sein möchte.

„Was stehest Du so trübsinnig und in Gedanken vertieft da, Iwan?“ fragte der Kaiser seinen Günstling in einem Tone, der zwischen Theilnahme und Spott schwankte.

Schuwalow blickte auf, betrachtete dann lange Petersburgs zahlreiche Thürme und antwortete endlich in hohem Grade niedergeschlagen und zugleich bitter:

„Es ziehen sich Wolken über der Hauptstadt Peters des Großen zusammen; ein Sturm ist im Anzuge und bedroht dessen Thron mit Gefahr und Untergang! . . . Und was thun Ew. Majestät, um diesen Sturm zu beschwören, diese Gefahren zu bewältigen? . . . Sie schlafen ruhig am Rande des Abgrundes! . . . Ein Glas Branntwein macht Sie alle Pflichten und Gefahren Ihres erhabenen Standpunktes vergessen! . . . Ew. Majestät Feinde sind viel wachsam, weit thätiger, und der gefährlichste unter ihnen greift bereits begierig nach dem Scepter, den er gern ungetheilt besitzen möchte . . .“

„Wen meinst Du damit?“

„Katharina Alexiewna.“

„Geh! geh! Du verläumbdest sie. Für sie sind die Freuden, welche Kunst und Wissenschaft gewähren, ungleich reizender, als die, welche der Ehrgeiz zu verschaffen vermag, und sie würde gewiß weit eher nach dem Dichterkranze, als nach dem Diadem eines Czaren ihre Hand ausstrecken.“

„Welch schmerzliche, betrübende Leichtgläubigkeit! . . . Ew. Majestät ahnen nicht, welche

verbrecherische Hoffnungen sich unter dieser scheinbaren Entfagung und Harmlosigkeit verstecken! Beobachten Sie sie . . . . Katharina kniet in den Tempeln, besucht die Kasernen der Truppen, die Zeughäuser, die gelehrten Gesellschaften; sie vertheilt reichliche Almosen in den Hütten der Armen; überall sucht sie emsig sich Anhänger, Bewunderer zu verschaffen . . . . Hört man sie reden, so verkündet sie den Leibeigenen die Freiheit, den Soldaten eine minder strenge Behandlung, dem Adel und der Geistlichkeit die Wiederherstellung ihrer alten Vorrechte und ihrer sonstigen Gewalt! . . . . Dieses Weib hat Ew. Majestät bereits in der Liebe des Volkes enthronet und herrscht schon jetzt moralisch in Petersburg.“

„Hättest Du Recht, aber ich fürchte das nicht, so wäre das Volk sehr undankbar,“ erwiderte der Kaiser, augenscheinlich betrübt. „Sollte es so schnell vergessen, daß meine Gnade Sibiriens Wüsten entvölkert hat? daß ich jenen heimlichen Gerichtshof abschaffte, der so viele Märtyrer, so zahlreiche Opfer erzeugte? . . . . O nein! nein! unmöglich kann das Andenken an so große Wohlthaten so schnell verschwinden! . . . . Und was Katharina anbetrifft, so hat sie, wenn auch gleich ihr unverträgliches Gemüth und ihr Mißvergnügen über meine Neigung zu der Gräfin Woronzoff das Glück getrübt hat, welches ich mir von meiner Verbindung mit ihr versprach, dennoch niemals die Ehrerbietung und Unterwürfigkeit aus den Augen verloren, die sie mir als ihrem Gemahl und ihrem Kaiser schuldig ist.“

„Ich vergleiche sie einer Tigerin, die sich sogar schlagen läßt, in der Hoffnung, daß der Augenblick kommen werde, wo sie zerreißen kann . . . . Uebrigens haben sich die Zeiten sehr geändert. Als die Prinzessin von Anhalt Ew. Majestät zum ersten Male erblickte, liebte sie Sie! . . . . Katharina wurde von Ihrer Jugend, Ihrer Größe, Ihrer Schönheit und Anmuth geblendet . . . . Allein seit jener unglückseligen Wallfahrt nach Kiew . . . .“

„Nun?“

„Seitdem verabscheut sie Ew. Majestät! Jene schreckliche Krankheit hat Sie aller Ihrer Anmuth beraubt!“

„Sie verabscheut mich?“ wiederholte der Kaiser mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ich sage noch mehr: sie hintergeht, sie betrügt Ew. Majestät!“

„Hast Du darüber Beweise?“

„Tausendfältige! . . . . Ew. Majestät Kammerherr, Soltikoff, hat sich einer Gunst erfreut, auf die Sie, Sire! keinen Werth legten, und das Kind, das schon in der Wiege gekrönt ward, das die Kirche zum Spott und Hohn mit dem Namen »Paul Petrowitsch« belegte, dieses Kind, welches einst nach Ew. Majestät den Thron besteigen wird . . . .“

„Nun, was ist mit diesem Kinde?“ unterbrach der Kaiser den Redner, indem er gleichzeitig die Hand nach einer Branntweinflasche ausstreckte, die auf der Laffette stand.

„Dieses Kind ist sein Sohn und nicht der Ihrige! . . . .“

Peter III. leerte die Flasche auf einen Zug, zündete seine Pfeife an und sprach mit scheinbarer Ruhe:

„Das hat man mir schon anderweitig gesagt, wenigstens darauf hinzudeuten versucht . . . . Wenn ich aber auch gutmüthig bin und Jedem traue, so darf man doch nicht glauben, ich sei schwach. In der Festung Schlüsselburg sitzt noch ein junger, unglücklicher Mann, der sich Iwan nennt; er hat Ansprüche auf die Krone, und es hängt nur von meinem Willen ab, ihn zu meinem Nachfolger zu ernennen . . . . Meine Rache könnte sogar noch weiter gehen . . . . Kennst Du Rußlands Geschichte, Schumalow? und weißt Du, wie Peter I. die Prinzessin Sophie bestrafte, die den Versuch gemacht hatte, ihn vom Throne zu stoßen?“

„Bevor er sie in ein Kloster einsperrte, ließ er ihr durch den Henker die Haare abschneiden und setzte sie einen ganzen Tag hindurch den Mißhandlungen des Pöbels aus.“

„In eben der Art, wie Jener seine Schwester behandelte, werde ich mein Weib behandeln,“ entgegnete der Kaiser kalt; „wird ihr Verbrechen erwiesen, so sollst Du sie auf dem Isaacsplaz erblicken, mit einer Tafel vor der Brust, auf der man die Worte lesen wird: »Mutter des Bastard.«“

Während das, was wir soeben erzählten, in Dranienbaum vorging, spielte ein ganz anderes, nicht minder befreundendes Stück in Petersburg

vor der Kasanschen Kathedrale. Katharina Aleriewna kniete auf den Stufen des Tempels vor der Hauptpforte. Sie trug das alte, russische Nationalkleid, eine Tracht, die sie auch später und selbst bis an ihren Tod, sei es nun aus Eitelkeit oder politischem Takte, beibehielt. Ueber dem hochrothen, langen Unterkleide trug sie ein Nieder von schwarzem Sammet, das vorn durch eine dreifache Reihe goldener Knöpfe zusammengehalten wurde, und weite, bis an die Handwurzel reichende, unten immer enger werdende Ärmel. Katharina war ziemlich groß und, obgleich noch in der Blüthe ihrer Jahre, doch schon ein wenig stark. Durfte man aber auch mit einigem Rechte diese allzugroße Fülle an ihrer Schönheit tadeln, ihre prächtige Haltung, ihr reizender, Wollust athmender Mund, die lebhaften Augen, die stolz zugleich und immer wechselnd gleich den Blicken des Tigers umherschauten, entkräfteten alle jene unerheblichen Ausstellungen, und die Totalität des Anblicks jener merkwürdigen Frau gestattete keine andere Empfindung, als die des höchsten Erstaunens, einer gewissen Furcht und unwillkürlicher Bewunderung.

Wenn man Katharinen so auf den Stufen des Tempels hingegossen erblickte, so hätte man für's Erste glauben mögen, sie sei ganz in Frömmigkeit und Andacht versunken; indeß ein aufmerksamer Beobachter, dessen Scharfblicke die schon tiefen Linien in der Stirn ebenso wenig, als die innere Unruhe und Seelenangst entgingen, durch welche Katharinen's Heiterkeit gestört wurde, konnte darüber nicht im Zweifel sich befinden, daß ihr Geist, ungeachtet des äußern Scheines von Heiligkeit, sich mit ungemein weltlichen Dingen beschäftigen möge. Oft wendete Katharina den Kopf, um den großen Platz vor der Kirche zu überschauen, und dann nahm sie, nicht ohne dabei eine Bewegung der Ungeduld und des Mißvergnügens zu verrathen, ihre frühere Stellung wiederum ein.

Mittlerweile näherte sich ein Soldat vom Preobraschenski'schen Garde-Regimente der Kathedrale. Dieser Mensch hatte eine stolze, ungezwungene Haltung und glich ungleich mehr einem Manne, der zu befehlen gewohnt ist, als Einem, welcher Andern gehorchen muß; eine herrschsüchtige

Gemüthsart sprach sich in seinen blauen, lähn aufgeschlizten Augen und in seinem ganzen, von Narben zerfetzten Gesichte aus.

(Schluß folgt.)

## Correspondenz-Nachrichten.

Aus Leipzig im November 1843.

(Schluß.)

Das Feld der Geschichte bearbeitet in Leipzig vorzüglich Wachsmuth. Durch seine zahlreichen historischen Werke hat er sich einen bedeutenden Ruf erworben, und wenn man auch nicht sagen kann, daß durch ihn ein neuer Fortschritt in der Geschichtschreibung geschehen sei, wie durch Schlözer, Heeren, Wechler, Schlosser, Ranke, so besitzt er doch sehr ausgebildete historische Kenntnisse und weiß diese trefflich zu benutzen. Wir haben ihn hier hauptsächlich als akademischen Lehrer zu besprechen, und in dieser Beziehung mag Wachsmuth wohl über seine Blüthe hinaus sein. Wer so lange, wie er, fortwährend historische Vorlesungen gehalten hat, in dem mag wohl das Feuer ein wenig ausgebrannt sein, und es wäre Unrecht, an den dem Greisenalter Nahestehenden dieselben Ansprüche zu stellen, welche man an den Mann in der Blüthe seiner Jahre stellt. Wie alt ist z. B. Luden in Jena geworden, „alt, nicht bloß durch der Jahre Zahl“. Wachsmuth's geschichtliche Vorträge bestehen hauptsächlich in einer Reihenfolge von Anekdoten. Er schöpft mehr den Schaum von der Geschichte ab und bietet diesen den Zuhörern dar, statt sie in den Geist der Wissenschaft einzuführen. Er sucht mehr zu unterhalten, als wahrhaft zu belehren. Auch versteht er die Kunst, herbe Wahrheiten mit diplomatischer Gewandtheit zu umgehen. Wachsmuth ist kein entschiedener Charakter — er ist kein Mann für unsere Zeit! Wie anders würde sich ein Schlözer, ein Schlosser neben ihm ausnehmen! — Außer Wachsmuth halten noch Flahe und Buttke historische Vorlesungen. Ersterer hat wenige Zuhörer. Letzterer las vergangenen Winter über die socialen und politischen Zustände des 18. Jahrhunderts vor einem so zahlreichen Publikum, wie man es in Leipzig selten in einem Auditorio versammelt finden wird. Ein sehr dankenswerthes Unternehmen von Buttke war die Gründung einer historischen Gesellschaft, in welcher unter seiner Leitung die Theilnehmer sich in freien Vorträgen über geschichtliche Gegenstände übten. Wer bedenkt, wie die Kunst, frei sprechen zu lernen, welche in dieser Zeit immer nothwendiger zu werden beginnt, auf unserer Universität noch vernachlässigt wird, dem wird das Nützliche dieses Unternehmens einleuchten. Leider verläßt

Wuttke Leipzig jetzt auf längere Zeit und dadurch werden diese Uebungen wohl in's Stocken gerathen. — Professor der historischen Hilfswissenschaften ist Friedr. Christ. Aug. Haffe. Er hat sich besonders um die sächsische Geschichte durch mehrere Schriften verdient gemacht. Als Lehrer wie als Mensch ist er äußerst achtungswerth, und nur als Redacteur der „Leipziger Zeitung“ dürften ihm mancherlei Vorwürfe zu machen sein. — Friedrich Bülow, Professor der praktischen Philosophie, liest über Politik und andere staatswissenschaftliche Materien. Als Redacteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ hat er seinen Standpunkt hinlänglich bezeichnet. Er ist streng conservativ. Sowohl in seiner „Geschichte Deutschlands von den Jahren 1806 bis 1830“, als auch in manchen Artikeln der genannten Zeitung macht er den Satz geltend, das Beste müsse von selbst werden, es lasse sich nicht machen. Da lobe ich mir den gefundenen Sinn der alten Römer, welche das Werden und Gemaht werden mit ein und demselben Ausdrucke bezeichneten. — Bülow's Vorträge sprechen nicht sehr an. Er spricht monoton und ohne Lebendigkeit. —

Die philologischen Wissenschaften sind noch jetzt in Leipzig durch ausgezeichnete Männer vertreten, und dies ist der Grund, daß das Studium der altklassischen Sprachen gegenwärtig noch immer am eifrigsten betrieben wird. Gottfried Hermann, der ehrwürdige Greis, ist trotz seines Alters noch immer kräftigen und frischen Geistes. Wie er noch jetzt, wie in seinen früheren Jahren, mit klirrenden Sporen auf das Katheder tritt, so ist auch sein Vortrag noch frei und lebendig. Wahrlich, es ist ein hohes und seltenes Glück für einen Gelehrten, wenn er, so nahe am Ziel seiner Laufbahn, noch so segensreich wirken kann, wie Hermann. — Nächst ihm müssen wir seinen Schwiegersohn, Professor Moriz Haupt nennen. Philosophisch gebildet und frei von jener Pedanterie, deren man die Philologen so häufig anklagen kann, beschäftigt er sich nicht allein mit dem Sprachlichen und Grammatikalischen, sondern er weiß seine Zuhörer in den Geist der alten Autoren einzuführen und ihnen diesen nahe zu bringen. Daher werden seine Vorlesungen, welche sich nicht nur auf die alten Klassiker, sondern auch auf die Meisterwerke der altdeutschen Poesie erstrecken, mit lebendigem Interesse gehört. — Ihm steht würdig zur Seite Becker, Professor der klassischen Archäologie. Stallbaum, Klotz und Westermann werden, was ihre Wirksamkeit als Lehrer anbetrifft, weniger gerühmt. Klotz leitet mit Hermann die Uebungen des philologischen Seminars. — Professor der Sanskritliteratur ist Hermann Brockhaus. — Von den übrigen Docenten der philosophischen Facultät nennen wir noch Raumann, den Mineralogen, welcher vor noch nicht gar zu langer Zeit an die hiesige Universität gekommen ist, und den ebenfalls neuberufenen Hanssen, Professor der Kameralwissenschaften. Beide verdienen öffentliche Anerkennung und sind ein Beweis, wie das Ministerium des Cultus tüchtige Männer auszuwählen weiß. In Bezug auf die sämmtlichen neuberufenen

Professoren an die Universität kann man die Wahlen nur glückliche nennen.

Für das Studium der slawischen Sprache und Literatur ist durch die Ernennung des M. Jordan, eines gebornen Lausitzers, zum Vector an der Universität gesorgt und dadurch eine sehr wesentliche Lücke ausgefüllt worden. Die übrigen neueren Sprachen entbehren noch immer eines tüchtigen Lehrers. —

Die Bibliothek ist an älteren Werken ziemlich reich; von der neuern Literatur enthält sie jedoch nur wenig, weil ihre Geldmittel leider nur sehr unbedeutend sind.

Hiermit schließen wir unsere Schilderung der Universität Leipzig ab. Wir haben nur dasjenige hervorgehoben, was uns hauptsächlich einer öffentlichen Beleuchtung werth schien. Eine Schilderung sämmtlicher Docenten zu geben, lag nicht in unserm Plane. Wäre es auch möglich, mehr als hundert Männer in dem Raume, welchen ein Journalartikel einzunehmen pflegt, zu besprechen und jedem Einzelnen sein Recht widerfahren zu lassen: von Interesse dürfte es gewiß nicht sein. So haben wir nur die hervorstechendsten Persönlichkeiten genannt und diejenigen, welche zu irgend einer Bemerkung Veranlassung gaben, die Uebrigen aber mit Stillschweigen übergangen. Bei der Beurtheilung Einzelner haben wir weniger im Auge gehabt, was sie als Gelehrte, als was sie als akademische Lehrer leisten. Unserer Ansicht nach kommt es bei Besprechung einer Universität auch hauptsächlich darauf an. Wir haben deswegen nicht unterlassen, eine, wenn auch nur kurze, Charakteristik des Kathedervortrags der einzelnen Professoren zu geben. Denn die große Wichtigkeit desselben wird noch gar nicht genug anerkannt. Sollten wir uns in einzelnen Punkten unserer Beurtheilung geirrt haben, so entschuldigen wir uns mit dem Sprichwort, daß Irrren menschlich ist. Unwahrheiten wird uns Niemand nachweisen können. Wir haben nach unserer Ueberzeugung geschrieben. —

Aus Berlin im December 1843.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zu den Bedeutungen der auf den Wellen der Subjectivität vielfach herumgeschaukelten „Wahrheit“ liefert Berlin einen merkwürdigen Beitrag. Die Anzeigen der Kaufleute und Trödler beginnen nicht selten mit „Wahrheit“, in fast ebenso großen Lettern ausgedrückt, wie die Inschrift des Delphischen Tempels; womit sie enden, läßt sich nicht absehen. Wollte man kritische Untersuchungen über dieses Thema anstellen, so würde man wohl zunächst zu dem traurigen Resultate kommen, daß stillschweigend durch die eine Anzeige ein Gegensatz supponirt wird zu einer Menge von ähnlichen Anzeigen, die auf solche Weise sehr stiefschwesterlich behandelt

zu sein scheinen. Die Lüge tritt als privilegiert auf, mindestens als das Gewöhnliche, während die Wahrheit als etwas Seltenes und Großartiges angesehen wird. Freilich müßte erst bewiesen werden, ob bloß über der Anzeige oder auch in der Anzeige dieselbe zu finden sei. Doch wie kann es anders sein in einer Stadt, in der die Lügen privilegiert auf der Straße herumlaufen, in der man sich längst daran gewöhnt hat, selbst die Todten im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Stadt hinauszulügen, d. h. mit leeren Wagen sie zum Friedhofe zu begleiten. Sollten sich nicht die Leichen umkehren in ihren Särgen, um sich ein so inhumanes Geleit zu verbitten? Soll das etwas Anderes heißen, als: siehe, ich habe ein paar Pfennige, um mit einem leeren Herzen zu Hause bleiben und dir eine Kutsche voll von Lügen als Thränen der Erinnerung nachsenden zu dürfen? — Die Grammatiker werden höchst wahrscheinlich demnächst Gelegenheit finden, in den Sprachschatz des neunzehnten Jahrhunderts eine wirkliche und unwirkliche Wahrheit einzutragen, ganz nach Analogie der wirklichen und unwirklichen, geheimen und öffentlichen Rätze. —

Wie weit die Theorie des Betrugs auf den profaischen Sandfluren Berlins gediehen, davon giebt eine neuere Entwicklung in der Geschichte des Droschkeninstituts einen recht augenfälligen Beweis. Um den geheimen Umtrieben der Kutscher durch Deffentlichkeit entgegenzuwirken, hat ein großer Theil der Droschkenbesitzer beschlossen, eine Prämienverloosung zu veranstalten, an der Alle Theil nehmen können, welche es für keine Schande ansehen, die von den Kutschern abgegebenen Marken aufzubewahren. Um die öffentlichen Kutscher vor den geheimen auf eine würdige Weise auszuzeichnen, erschienen die Wagen jener plötzlich mit einem Fähnlein, betitelt: Prämien-droschke. Man sieht, daß die Sehnsucht nach Deffentlichkeit sich selbst auf Droschken erstreckt und daß dem von Tage zu Tage überhandnehmenden Betrüge durch nichts besser entgegengearbeitet werden kann, als durch Deffentlichkeit. Die Dialoge der öffentlichen und geheimen Kutscher haben reichlichen Stoff zur Culturgeschichte Berlins gegeben, die um so dankenswerther sind, da der sogenannte Berliner Wis, der so lange auf den breiten Schultern der Eckensteher zur Schau getragen wurde, wie es den Anschein hat, im Sande der Residenz zu versiegen beginnt. —

Eine der großartigsten Erscheinungen Berlins ist unstreitig das Intelligenz-Comptoir, das allerdings stark an lucus a non lucendo erinnert. Wenn man die stockhausartige Intelligenz-Canzlei ansieht, so erscheint in der That die Berliner Intelligenz fast wie ein wildes Thier, dem man kümmerliche Nahrung in den Kerker wirft. Man überzeuge sich, man wandere zu jenen heiligen Hallen der Intelligenz! Wie dort Alles duftet nach Polizei, nach Speculation und Speculanten! Es ist, als ob Grabeshauch vermodernder Papiere, gewürzt mit der Quintessenz aus dem Dunstkreise streng geschutter Scribenten in die Lunge einzieht und jeden freien Athemzug hemmt. Und nun

die Seele der Berliner Intelligenz, das einfache Muß auf der ersten, zweiten und Gott weiß wievielften Potenz! Dann die klingende Münze, welche unwillkürlich an den ehrlichen Charon erinnert — ein betrübtes Bild vom Materialismus, der die Poesie des Idealismus mit seinem gewaltigen Strudel zu verschlingen droht! Und nun das verdorrte, runzliche, hepatisirte Antlitz der Intelligenzrätze, jener lebendigen Mumien, im Geleit von Troßbuben, mit Batterien von Actenstößen im Hintergrunde! Welch' ein Ideal von Intelligenz! — Nichts von Deffentlichkeit, höchstens eine Idee davon am Aermel eines Schreibers! Außer einem nach Intelligenz schmachenden Haufen von Männern, Weibern, Knappen u. s. w., welche hier die papiernen Bollwerke förmlich belagern, zeigen sich in gar wunderlicher Gestalt die Büsten Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV., die im Hintergrunde der Festungswerke als sicherste Wächter aufgestellt sind. Das trockene, düstere, niedergeschlagene Angesicht der erstern, welche starrend und staunend auf die Sarkophage der Intelligenz herniederschaut, bildet einen ganz eigenthümlichen Gegensatz zu den markirten, frischen Zügen der letztern, welche gleichwohl den Bergen der Intelligenz den Rücken zuehrt und, wie es scheint, mit einiger Verstimmung zum Fenster hinaus schaut, als ob sie, der Intelligenz herzlich satt, sich nach der mystischen Nebelluft Berlins sehnte. —

Als eine der größten Schönheiten Berlins wird gewöhnlich die auf dem Belle-Alliance-Platz aufgestellte Friedensgöttin von Rauch bezeichnet. Gleichwohl steht die Göttin mit ihrem Diebstal in einem ziemlich bedeutenden Mißverhältniß. Die Säule, auf der sie steht, ist schwach und hinfällig — sie „kann fallen über Nacht“. Auch die Füße der Göttin gehören wohl nicht zu den stärksten — wenn sie auch im Verhältniß zur Säule groß genug erscheinen, — so daß man mit Recht sagen kann, die Friedensgöttin stehe auf schwachen Füßen; zudem steht sie nur mit einem Fuße auf der Säule, mit dem andern balancirt sie in der Luft — eine kühne Seiltänzerin, als ob sie von Fanny Elster etwas Bedeutendes gelernt hätte; ein einziger Sturm aus Westen — und sie stürzt hinunter — auf den Belle-Alliance-Platz. Gebe der Himmel, daß, sollte sie wirklich fallen, es gut steht mit der Belle-Alliance. Mikroskopische Beobachtungen sollen ergeben haben — wenn des Kleides Faltenwurf nicht täuscht — daß Fräulein Pax schwanger — wenn auch erst in den ersten Monaten der Schwangerschaft — dasteht, ob mit einem freundlichen, lebenswürdigen Söhnlein, oder ob mit einem Hydrocephalus oder Molch, das zu berichten wollen wir den Hebammen des neunzehnten Jahrhunderts überlassen, die mit Siebold'schen Geburtszangen die verschnürten Taillen nur zu sehr heimzusuchen gewohnt sind. Wer wird Vater sein oder sein wollen? — Wird eine belle alliance oder eine mésalliance zu Stande kommen in unserer ehelosen, kinderreichen Zeit, welche sogenannte passende Partien in öffentlichen Blättern sucht, weil sie dieselben hinter den Coulissen nicht zu finden vermag? —

Glückauf! Glückauf! Welch' ein Getümmel im Saal des Kemperhofes! Wie hat sich Alles plötzlich so fremdartig gestaltet! Jene beautés du diable dort, jene frischblühenden Steiermärkerinnen mit den schwarzen, feurigen Augen, mit den milden Wangen, mit dem lustig grünenden Hute, mit dem einfachen, schmucken Gewande, und die fröhlich tändelnde Musik in der Mitte, welche kühn herausklettert an den Alpen und dann sich lieblich hindurchwindet durch die freundlichen Thäler der Heimath. Hier die reizend erleuchtete Katakombe im Fichtengewande, aus dem holdlächelnde Engelsköpfchen neugierig in das Gedränge lauschen! Und nun der Unhold Rübezahl dort, der sein Unwesen treibt mit den Idealen der Mode und die possirlichsten Metamorphosen herbei- und hinwegzaubert, durch die er das Auge

aus der einen Stimmung in die andere reißt! Welch' ein Getöse! Fensterscheiben klirren! Seufzer rechts und links! — Die Wogen der Menge steigen höher, immer höher. „Thür zu, Thür zu! Hinaus, hinaus!“ tönt's, wo für Menschen und Taschen die Gefahr am größten. Dank dir, Volksredner, der du so manches gedrückte Herz geschirmt hast vor Ungemach und Tod! Ihr aber, freundliche Geistkinder mit den zauberischen Blicken, die einen so schönen Contrast bilden zu den innerhalb an Gedanken ebenso armen, wie außerhalb an Gedankenstrichen reichen Augen der Berlinerinnen, sagt mir, wie lange werden die Weilschen eures Herzens dem verpesteten Hauche der Cultur und der buhlerischen Lockspeise der Geldaristokraten zu widerstehen wissen, die so „geistreich“ mit euch kosen? —

## F e n i l e t o n .

Sonst und jetzt. Unsere Väter müssen doch von ganz anderem Schlage gewesen sein, als wir. Die alten Chronikenschreiber wissen nicht genug von ihrer außerordentlichen Körperkraft zu erzählen. Die „Schwabensstreiche“ sind bekannt; aber der in dem schönen Gedichte erzählte Fall war keinesweges so selten. Bei dem Heere Gottfrieds von Bouillon befand sich ein Deutscher, Namens Wickher, der seine Feinde gewöhnlich auseinander hieb. Auf der Brücke von Antiochien machte er indessen an einem Ungläubigen, der ihn zum Kampfe herausgefordert hatte, sein Meisterstück. Er spaltete den Muselman trotz Kleidung und Harnisch von oben bis unten. Ein furchtbarer Löwe, der Schrecken der ganzen Gegend, fand an diesem Wickher seinen Mann, der mit ihm nicht mehr Umstände machte, wie wir mit einem uns belästigenden Spitz. Als der gute Ritter einst Mittagruhe hielt und sein Ross frei weiden ließ, kam dieser Löwe vom Berge herab und schien Appetit nach dem Streithengste zu haben. Hr. Wickher stellte sich mit Schwert und Schild vor seinen treuen Genossen; mit wüthendem Gebrüll sprang der Löwe auf den Ritter ein und faßte mit mächtigen Tazen den vorgehaltenen Schild. Unser Deutscher rührte sich nicht von der Stelle, er sah dem grimmigen Feinde kaltblütig und neugierig ins Gesicht und ließ den scharfen Flamburg so gewichtig auf den dicken Kopf des Königs der Thiere fallen, daß dieser wie vom Blitz erschlagen zur Erde stürzte. — Auch bei dem Kreuzzuge Conrads III. befanden sich mehrere Deutsche, von denen erzählt wird, daß es bei ihnen etwas Gewöhnliches war, die Feinde mitten durchzuhauen. — Wie sich die Welt ändert! Jetzt ziehen die Ungläubigen voll Begeisterung gegen die Kreuzbrüder zu Felde; statt des Blutes fließen Ströme von Tinte und die Feder eines Bauers thut jetzt größere Wunderdinge, als sonst der Flamburg der Ritter; sie spaltet nicht allein, nein, sie vernichtet ihre Feinde.

15,

Der junge Magier, Ludwig Winter, welcher gegenwärtig in Leipzig durch seine originellen Leistungen das Interesse des gebildeten Publikums lebhaft in Anspruch nimmt, wird auch in Dresden einige seiner allegorischen Darstellungen scheinbarer Zauberei veranstalten. Ueber diese eigenthümliche und ganz neue Darstellungsweise in seinen magischen Vorstellungen spricht sich Dr. Herloffsohn in seinem „Kometen“ auf folgende Weise aus: „Ludwig Winter, der junge, liebenswürdige Mann, giebt Vorstellungen in der natürlichen Magie à la Döbler, mit Eleganz und Gewandtheit. Er erläutert dieselben, oder würzt sie vielmehr durch humoristische Bemerkungen, die er frei vorträgt, als gehörten sie zu seinen zauberischen Experimenten, und die insofern dazu gehören, als sie den Verwandlungen, Escamotagen und Ueberraschungen noch einen geistigen Halt, ein amüsantes Verstandniß gewähren, was diese Leistungen salonfähig macht und den Gebildeten ansprechen und ergötzen muß. Er berührt in seinen heiteren Scherzen auf die harmloseste und doch witzige Weise dasjenige, was im Bewußtsein eines gebildeten Publikums zur Zeit lebt, und verbindet so geschickt die magischen Leistungen mit pikantem Vortrage, daß im Publikum sich zwei Parteien bilden, von denen die eine sich mehr durch die Bosco'schen Zaubereien, die andere mehr durch die witzigen Erläuterungen derselben angezogen fühlt. Hr. Winter hat in der Gesellschaft „Tunnel“ und im Theater Vorstellungen gegeben und lebhaften Beifall eingeerntet. — Er würde mit seinen magischen Experimenten allein ebenso viel Glück machen, wie mit seinen humoristischen Rhapsodien, aber er vereinigt beides. — Hr. W. ist ein wissenschaftlich gebildeter junger Mann, der das aus Neigung treibt, was Andere bei unzulänglichen Mitteln zum Broderwerb wählen.“

91.

Druck von Philipp Reclam jun.  
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.